

Der Maienzug : Bilder und Gedanken

Autor(en): **Tschopp, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **38 (1964)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Maienzug

Bilder und Gedanken

Verum gaudium res severa est

(Es ist eine ernste Sache um die echte Freude.)

Seneca, Epist. 23, 4.

Der Maienzug, als ein echtes Fest, ist ein gegenseitiges Geschenk der Erwachsenen an die Jugend, der Jugend an die Erwachsenen. In manchen Orten der Schweiz führt man ähnliche Feste durch; in kleinen Dörfern sogar, wo bloss ein Kinderschärlein um ein paar Hausecken und durch die Baumgärten spaziert; besonders häufig aber in alten Städtchen, wo nach ehrwürdiger Überlieferung lange Züge sich fröhlich durch enge Gassen drängen und herrliche Plätze, wie etwa der Heiternplatz in Zofingen, die Feiernden empfangen.

Überall handelt es sich um das schönste Fest. Fragt einen Brugger: Nichts geht über seinen Rutenzug. Fragt einen Lenzburger: Sein Feuerwerk am Abend des glorreichen Tages wird nirgends übertroffen. Fragt einen Aarauer... Und sie haben überall insofern recht, als das schönste Fest immer jenes ist, das man als Kind erlebt hat.

*

Es war 1904, da ich als Knirps mit der Kleinkinderschule zum erstenmal mittrippeln sollte. Aus allen Gassen wehte es wie Schnee – wie Blütenschnee! – die weissgekleideten Mädchen her, die zum Sammelplatz am Graben eilten, wo die Platanen ihre Schattenmuster auf dem Boden woben. «Tante» Elsa ordnete ihre Schar zu Pärchen. Vom Festzug weiss ich nicht mehr viel. Fast körperlich spürbare Glockenklänge; grüne Platanen; festtagsblauer Himmel; schimmernde Gewänder; bald ferne, bald nahe Musik: Alles vermischte sich zu einem tönenden Farbewirrwarr, und alles schien sich um mich zu drehen wie die Welt, vom Karussell betrachtet. Überall lockten die bunten, wahrhaft

kanaanitischen Riesentrauben der Kinderballone. Aber etwas habe ich nie vergessen: Wie merkwürdig es inmitten einer stauenden, heitern und doch ein wenig beängstigenden Menge war, die Hand eines kleinen Mädchens feierlich und nicht zum blossen Spiel oder wilden Scherz zu halten.

Ich marschierte später als Gemeindeschüler mit und kam mir schon ziemlich wichtig vor. Wir Knaben trugen unser tuchenes Sonntagsgewand mit der Granate im Knopfloch. Eine grün umbuschte Granatblüte gilt auch heute noch als *der* Festschmuck, obwohl die Granatbäume in der Stadt selten geworden sind, während sie früher auf den Trottoirs und vor dem Stadthaus in grossen Holzkübeln standen, oft ein Plätzchen mit einer Bank gegen allzu neugierige Leute abschrankend. Dazu waren Strohhüte oder leichte, weisse Stoffhüte unerlässlich. Ein Elastikband unter dem Kinn durch sollte verhindern, dass ein tückischer Wind sie uns entführe.

Das Ausstaffieren der Mädchen begann schon manchen Tag vor dem Fest. Damals trugen sie lange, schlichte Zöpfe. Aber für den Maienzug wollte jedes seine Locken oder «Chruseli» haben. Das Haar wurde auf Papierchen gewickelt und mit Zuckerwasser fixiert. Mit diesen «Schnecken», wie man die nussgrossen Wickel nannte, schliefen – unbequem genug! – die Mädchen und gingen zur Schule. Aber welche Flut von lockigen Haaren fiel ihnen dann am Maienzug auf die Schultern. Mit einer Seidenmasche wurde die Lockenpracht etwas zusammengehalten. Die Coiffeure und Coiffeusen begannen am Festmorgen ihre Arbeit schon um vier Uhr.

Alle Mädchen waren weiss gekleidet. Ein breites, farbiges Seidenband schlang sich um die zierlichen Gestalten und endigte hinten in einer grossflügigen Masche. Der «Meien», den jedes in seinen mit weissen Handschuhen bekleideten Händen trug, war von einer breiten, weissen Spitzenmanschette umhüllt, die allerdings meistens nur aus Papier bestand.

Ein Lehrer im Zylinder begleitete uns: Der alte Herr Hunziker, ein prachtvoller Mann, der wie ein Sommertag strahlen und

lachen, aber auch gewaltig gewittern konnte. Wenn der Umzug stockte, und er stockte oft, traten wir Knaben an Ort und fanden dieses von den Erwachsenen bis in die höchsten Ämter nachgeahmte Dergleichen sehr «gerissen» und so, als ob wir es selbst erfunden hätten.

Wir durften als Gemeindeschüler in die Telli hinunter, standen im Rund und sangen als Fünftklässler schon mit, wenn Herr Direktor Hoffmann den Dirigentenstab erhob, er, der unsern Kinderaugen schon damals wie der Ehrfurcht gebietende Zeus von Otricoli vorkam.

Dann lauschten wir dem Festredner. «Lauschten»: Das ist zuviel gesagt. Wir *hörten*, dass so ein dunkler, düsterer Mann Hochdeutsch übte, und verstanden ihn nicht recht. Aber wir waren ihm trotzdem nicht gram; denn wir ahnten, dass seine unverständliche Hochdeutschrede ebenso zum Fest gehörte wie zu den weisschimmernden Mädchenröcken und zu den bunten Blumen auch die mürrisch-schwarzen Fräcke der Honoratioren gehörten. Heute benutzt der «offizielle Redner» meistens die Mundart und verpasst so die Möglichkeit, dem Fest einen gegensätzlichen Farbtupfen zu geben.

Nachher betrat ein Kantonsschüler die Bühne. Vor und nach seiner fröhlichen Mundartrede wurde er – wenigstens in spätern Zeiten – von den Kindern mit Blumen beworfen. Die Verbindungen der Kantonsschüler standen unfern im Vollwuchs. Die Herren im Frack lüfteten den Zylinder und wischten den Schweiss von der Stirne. Irgendwo rissen sich bunte Gummiballone los und stiegen aus dem Baumrund der Telli in den blauen Himmel empor.

Später wurde ich Kadett und trug ein Gewehr, dessen Anatomie ich mit gleicher Begierde studierte wie die meiner Spielsachen. Am Nachmittag des Jugendfestes wusste man damals nichts von friedlichen turnerischen Übungen. Nein, wir Kadetten standen im wunderbar stinkenden Pulverdampf eines Gefechtes. Wir kämpften gegen die Freischaren, und die waren beritten; auch gegen die Kantonsschüler, und diese feuerten sogar

aus richtigen Kanonen. Nach einem Kampfe, der viele Tote und Schweisstropfen kostete, siegten wir Kadetten trotzdem ausnahmslos. Aber nachher beim Zobig waren alle Toten wieder lebendig wie die Einherjer, die nordischen Kriegshelden im Jenseits, die am Tage kämpfen und sich gegenseitig krüpplich schlagen, am Abend jedoch wieder heil zurückkommen und an Walhalls vollen Tischen schmausen und zechen.

Damals schenkten uns wohlmeinende Onkel auf Weihnachten jene Knabenbücher aus Deutschland, worin wir bewundernd schneidige Geschichten von richtigen Manövern, ja Kriegen lasen. Wir konnten darin Bilder bestaunen von bunten Uniformen und von frischfröhlichen Kämpfen und herrlichen, fast unblutigen Siegen; höchstens, dass im Vordergrund in malerischer Gruppierung ein paar rote und tote Franzosen lagen oder einige verächtlich schwarze Hereros.

Töchter und Mütter beeilten sich beim Zobig, unsern Hunger und Durst zu befriedigen, nachdem sie uns schon das Mittagessen serviert hatten. Indessen standen einige Herren mit schwarz-weissen Rosetten herum, freundliche, wichtige Nichtstuer oder «Chargierte», welche die Verpflegung, wie man so sagt, «unter sich hatten».

Auch die übrigen Kinder fluteten gegen vier Uhr singend und schreiend in das Schanzmätteli hinein. Die Hüte mit den Elastikbändern hatten jetzt die meisten in den Nacken geschoben. Viele bliesen zwischen zwei Schluck Tee ihre mit Fratzen bemalten Gummibällchen auf, oder sie liessen während des Kuchenessens die Räschen rären. Besorgte Mütter zwängten sich zwischen den Bankreihen durch voll törichter Angst, ihre Kinder könnten zu kurz kommen. Sie versuchten auch, einige Stück Kuchen in ein Papier zu wickeln und gewissermassen zu retten. Manche Kleine weinte, weil vielleicht eine Nachbarin ihr den Tee über das Kleidchen verschüttet hatte oder weil sie nicht just das begehrte Stück Kuchen kriegte. Ja, es kam vor, dass einem Mädchen nur deswegen die Tränen über die erhitzten, roten Wangen rieselten, weil es übersättigt war und den verführeri-

schen Reichtum an Kuchen nicht mehr mitgeniessen konnte. . . Um den Zobigplatz aber schlichen verkrümmte, halbverhungerte Männlein und verhutzelte Weiblein aus Hammer und Halde und versuchten, etwas vom Reichtum zu ergattern und in ihren Deckelkörben zu bergen.

Nachher kam der Tanz, der besonders schön wurde, wenn der schwüle, kriegerische Nachmittag schon längst vorüber war und die dunkle Wand der Nacht fast gemütlich die erleuchtete Schanz umschloss. Fest, Tanz und Liebe gehören zusammen. Kein Zufall, dass der Jugendfestdichter meist eine Liebesgeschichte um einen vergangenen Maienzug sich ranken lässt.

Wie wunderbar übrigens, dass wir in Aarau so etwas wie das Amt des Festdichters haben. Welch holdseliges Vertrauen, dass es immer wieder einen gebe, der dieses Amt ausfülle oder gar erfülle. . . , dass jedes Jahr der Genius loci, Arm in Arm mit der epischen Muse Kalliope, irgendwo in der Stadt die Treppe hinaufsteige, bei jemand anklopfe und ihn begeistere, dass er das Fest besinge. Nicht jedesmal küsst Kalliope den Auserwählten oder, besser gesagt, Ausgewählten.

Aber um wieder auf die Schanz oder vielmehr zu Tanz und Liebe zu kommen: Wir Kadetten tanzten nur in Uniform und mit weissen Handschuhen. Wir waren sozusagen feine Leute, im Gegensatz zu den Gemeindeschülern, die meist mit nackten Händen tanzten. Es ging uns deswegen nichts verloren; denn nicht vergebens heisst es, die Liebe dringe selbst durch die Handschuhe. Die Mädchen trugen eine grosse Seidenschleife, wie wenn ein Riesenschmetterling auf ihrem Kopf sässe und die Flügel spreizte. Aufmerksam, als ob es lauter Väter und Mütter wären, umstanden die Leute den Tanzplatz. Die Blechmusiker bliesen gewöhnlich schlecht, aber aus Leibeskräften. Am liebsten und gründlichsten pausierten sie bei Wurst und Bier. Unterdessen spazierten die dunkelblauen Kadetten mit den Mädchen im Kreis herum, gewissermassen eine feierlich einfache Polonaise bildend.

Die Erwachsenen zogen zwischenhinein zum obern Festplatz, dem Schanzmätteli, setzten sich auf die Bänke an den langen

Tischen, über welche die Kellnerinnen weisses, gaufriertes Papier wie eine bemusterte und mit Spitzenborten versehene Tischdecke gebreitet hatten. Die Damen gaben sich komische Mühe, anständig über die ziemlich hohen Bänke hinüber zu gelangen. Blassrote Flecken verrieten, wo jemand Festwein vergossen hatte. Auf einer hölzernen Tribüne, deren Geländer mit Fichtenästen durchflochten waren, schmetterte eine Bläserharmonie ihre blechgepanzerten Märsche. Wenn ein milder Wind die hoch in den Platanen aufgehängten Glühlampen langsam schaukelte, wanderten auch die von den wechselnden Lichtern überschrittenen Schatten der Stämme und Äste. In den Baumkronen verfang sich der Rauch, der von einer Bretterbude aufstieg, wo Würste gebraten wurden. Das tiefe Gold der leicht verbeulten Bombardons und das blitzende Silber der Trompeten; der Geruch, den die aufgetürmten leeren Bierfässer aushauchten; die Rufe und Schreie der Halbwüchsigen; die hellklingenden Schläge, wenn der Wirt den Spund eines neuen Fasses eintrieb; Johlen und Jauchzen. . . Alle diese Töne, Lichter, Farben, Gerüche schlossen sich zu einem einzigen, bunten Eindruck zusammen, zumal für jene, die schon leicht angetrunken waren, was übrigens gar nicht selten vorkam: *Dulce est disipere in loco* (Es tut wohl, einmal über die Stränge zu hauen, Horaz, Oden).

Zur Liebe gehört seit Anfang der Welt auch die Enttäuschung. Es war 1914, beim letzten Friedensjugendfest, da ich verzweifelt von der Schanz weit in die schwarze Nacht hinauslief. Im Westen wichen eben einige Wolken auseinander, und im dunklen Grünblau des Himmels, das noch leise vom vergangenen Tage erzählte, strahlten die Sterne auf. Im Rückblick aber war die beleuchtete Schanz selbst zu einem milden Sternbild zusammengeschrumpft. Ich stellte mir zum Troste vor, wie klein es vom Weltall aus betrachtet sein müsste, wie jämmerlich klein. . .

*

Und dann? . . . Ja, dann kam jener Erste Weltkrieg mit den vielen Verwundetenzügen voll stöhnender Menschen, die in der

Nacht durch Aarau fuhren; mit jenen Hunderttausenden von Giftgasverletzten; mit jenen Millionen von Soldaten, die jahrelang in nasskalten Schützengräben wateten, wo die anfängliche Kriegsbegeisterung erstoff; mit den im Kohlrübenwinter halbverhungerten Deutschen; mit jenen französischen Wäldern, die von der Artillerie in gespenstige Landschaften voll von Bombenrichtersümpfen und toten Baumstümpfen verwandelt wurden; jener Krieg, der im kleinen, kaum drei Millionen zählenden Serbien gegen vierhunderttausend Männer tötete und in dem es überhaupt mehr als zwanzig Millionen Verletzte und gegen zwölf Millionen Tote gab, fast lauter Männer im besten Alter; jener Krieg, an den sich grauenhafte Revolutionen in Ungarn, Bayern usw. anschlossen; jener Krieg, um es endlich zu sagen, den die Menschheit so vollständig vergessen hatte, dass sie 1939 einen neuen begann.

Heute feiern wir trotzdem wieder. «Trotzdem» ist ja das Losungswort der Menschheit. Wir feiern auch, obwohl Fremde, die am Maienzug zufälligerweise im Auto Aarau queren wollen, erzürnt und erstaunt fragen, was für ein Verkehrshindernis hier abgehalten werde.

Schon der alte Demokrit behauptete: «Ein Leben ohne Feste ist ein weiter Weg ohne Wirtshäuser.» Er meinte das ganz ernsthaft und wollte gewiss nicht sagen, das Leben eines Bürgers dürfe oder solle einer Pintenkehr gleichen. Auch wir wissen ganz ernsthaft: Feste miteinander zu feiern ist geradezu demokratische Pflicht. Wir mögen ja zu oft feiern. Wer uns aber des Maienzuges und ähnlicher, traditionsgesättigter Volksfeste wegen oberflächlich und vergnügungssüchtig schilt, der irrt.

Es ist nicht damit getan, dass wir Aarauer eine Steuer-, Schul- und Wahlgemeinde sind. Wir sollten – bis zu einem gewissen Grade natürlich – auch eine Herzengemeinde bilden. Es braucht einen Tag, an dem wir uns gemeinsam vom Zwang erlöst fühlen, der uns in ein Leben voll höchst prosaischer, materieller Forderungen einspannt; einen Tag wenigstens, erfüllt von Glockenklang, schmetternder Musik und dem erquickenden Anblick

unserer Kinder im Umzug; einen Tag, an dem wir alle in der gemeinsamen Freude unsere menschliche Verwandtschaft spüren.

Der Kontermarsch und die gewaltigen Zuschauerreihen, wie klar beweisen sie, dass der Mensch dem Menschen immer das am kräftigsten fesselnde Schauspiel ist. Wie schnell glauben wir, es brauche zum Vergnügen viel Geld und viele Apparate: Radio, Auto, Eisenbahn, Kino, für unsere Unterhaltung besonders geschulte oder gar dressierte Leute. Doch da kommt so ein Maienzugstag! Man vergisst im Menschenstrom seine besondern Sorgen, plaudert mit diesem oder jenem Bekannten, sieht jung und alt in hübschen Kleidern und spürt auf einmal, dass gerade das Allereinfachste, nämlich die menschliche Verbundenheit, die wir uns ohne grossen äussern Aufwand gegenseitig bezeugen können, das Schönste, ja das Unersetzliche ist.

Aber warum suche ich mit langen Worten zu erklären, was schon vor zweihundert Jahren Jean-Jacques Rousseau so begeistert in seiner «Lettre à M. D'Alembert» geschildert hat: «Braucht es überhaupt irgendwelche festliche Schauspiele in einer Republik?» so fragt er. «Viele sogar. In den Republiken sind sie geboren worden. Welchen Völkern ziemt es besser, sich zu versammeln und sich gegenseitig mit dem zarten Band der Freude zu verbinden. . . . Aber lasst uns nicht jene Unterhaltungen übernehmen, die nur ein paar Auserwählte in engem Raum vereinigen, wo sie schweigsam und untätig zuschauen müssen. . . . Nein, in freier Luft, unter dem offenen Himmel sollt ihr euch versammeln und euch dem süssen Gefühl eures Glückes ergeben. . . . Aber was sollen diese festlichen Schauspiele zeigen? Nichts, wenn man so will! Wenn Freiheit herrscht, herrscht auch, wo immer die Leute zusammenströmen, eine gewisse Freude. Pflanz in mitten eines Platzes einen Pfahl auf, der einen Blumenkranz trägt, versammelt das Volk, und ihr habt ein Fest. Noch besser: Zeigt die Zuschauer den Zuschauern, macht sie selbst zu Mithandelnden an diesem Fest; sorgt, dass jeder sich im andern erkenne und liebe. . . .»

Als Rousseau diese Worte schrieb, hatte er Feste vor Augen, wie man sie damals in der Schweiz feierte und heute noch feiert.

Den Schulkindern wird kein Mittagessen mehr geboten wie in meiner Jugendzeit. Sonst aber, von den Manövern und Freischarenkämpfen abgesehen, wird der Maienzug immer noch ähnlich wie vor dem Ersten Weltkrieg durchgeführt, obwohl das Anwachsen der Schülerzahlen und der Stadt überhaupt den altgewohnten Rahmen für das Fest sprengt und dringlich nach einer Neufassung ruft.

Immer noch schauen mit den alten Häusern, den roten Geranien auf den Fensterbänken und den bemalten Dachhimmeln die alten Zeiten auf das Fest hinab, verbinden damit Altes und Junges und lassen den Maienzug gleichsam als ein ewiges Fest empfinden und geniessen. Immer noch warten die Leute etwa bei der Obern Mühle und horchen, ob ein leises Dröhnen verkünde, dass irgendwo weit weg der Zug sich in Bewegung gesetzt habe. Es klingt im merkwürdigen Gegensatz zur erwartungsvollen, lustigen Menge fast schreckhaft wie Kriegslärm aus dem Elsass. Die Entfernung vernichtet die stolzen Melodien der Trompeten und das heitere Trillern der Klarinetten, dass nur die dumpfen Paukenschläge übrig bleiben.

Die Musik wird allmählich mannigfaltiger, das Musikkorps erscheint eben und fängt in festlich-breitem Takt zu schmettern an. . . ., wenn schier unversehens die Schülerlein des Kindergartens um die Ecke trippeln. Der Berg hat gewissermassen ein Mäuslein geboren. Die Kindergärtnerin müht sich mit den einzelnen Knaben oder Mädchen ab, dass sie gar nicht beachtet, wie der Weg ihrer Kleinen auf der breiten Strasse anmutig hin- und herpendelt. Es folgen die Gemeindeschulklassen, die Bezirksschülerinnen und die Kadetten, jene Mischung von richtigen Soldaten und Buben, die Räuberligs spielen. Die kleinern Kadetten versuchen mit komischem Ernst und langen Schritten Takt zu halten. Die Seminaristinnen defilieren im züchtigen Vestalinnenschritt, die Kantonsschülerinnen folgen als sehr artige Revue. Die Kantonsschülerverbindungen aber verteilen sich, etwas

protzenhaft, über die ganze Strasse und singen tiefer als irgendein Männerchor die jugendlich-genialischen Studentenlieder. Immer noch, wie in meiner Jugendzeit, stockt gelegentlich der Zug geheimnisvoll, als ob irgendwo in der Stadt merkwürdige, grosse Geschehnisse ihn hemmten.

Man erinnert sich alter Bilder und Bilderserien, «Die Lebensalter» betitelt: Das kleine Kind, das Kind, der Jüngling, der junge Mann usw. treten darin auf. Festlich bereichert sieht man gewissermassen den Anfang solcher Darstellungen. Der Festzug wird zum Bild und Sinnbild der vorübergehenden Generationen und Lebensalter. Doch bricht er ab, bevor die Tragik beginnt. Nur zwischenhinein und kurz kommt das schwarz gekleidete Trüppchen der Magistraten und sonstwie wichtigen Herren. Sie lüpfen ihre Zylinder gönnerhaft nach allen Seiten. Einzelne stecken in Hosen und Fräcken, die auf der Rückseite verdächtig glänzen.

Schliesslich ergreift, wie seit je, ein sonderbarer Horror vacui die Zuschauermenge: Hinter den letzten des Umzuges fluten die Leute zusammen und ziehen mit in die Telli.

Etwas hat sich doch noch geändert: Trotz der Möglichkeit, das Jugendfest vom zweiten Freitag im Juli auf den folgenden Samstag zu verschieben, geschah gar nicht selten, dass es verregnet wurde. Ich erinnere mich noch gut eines Festes, das sich ganz heiter ankündigte. Aber als die übermenschlich-gewaltige Fuge der Glockenklänge in den Lüften gespielt wurde, setzte ein frischer, wechselnder Wind ein. Er führte das Geläute bald machtvoll heran, bald entführte er es in weite Fernen, wo es geheimnisvoll verklang. Über den sonst blauen Himmelshintergrund jagten verdächtige Wolkenfetzen. Es klatschten und knatterten die stolzen Fahnen. Einige flüchtige Staubschleier tanzten gleichsam als neckische Schlusschnörkel hinter den letzten Reihen des Zuges her. Bald wirbelten sie in rasenden Pirouetten um sich selbst, bald flogen sie hoch empor und sanken, plötzlich ermattet, als feiner, trockener Regen nieder. . . Der Wind begann kräftig an den Fensterläden zu rütteln, und schon malten schwere Tropfen fünf- bis sechsfingergrosse Flecken in den Strassenstaub.

Und plötzlich brach ein Unwetter nieder, dass Strassen und Dächer vom verstäubten Regen geradezu dampften. Im Nu lösten sich der Zug und die zwei Zuschauerreihen auf. Vor mir, der ich im Schutze eines Hauseinganges stand, zog der Regen gleichsam einen Vorhang aus strähnigen Wasserfluten. Auf den sonst leeren Gassen aber rannten kleinste Gruppen des zertrümmerten Festzuges der Stadtkirche zu, die für solche Fälle, wie allgemein in den alten Zeiten, zur Verfügung stand. . . Zuletzt galoppierten sogar, etwas steif und humpelnd, einige der gar nicht mehr feierlichen Honoratioren mit mausnassen Zylindern vorüber.

Noch 1943 wurde das Fest des Wetters wegen vom Freitag auf Samstag, den 10. Juli, verschoben, von einem schlechten auf einen noch schlechtern Tag. Es war nicht das erstemal, dass man gewissermassen vom Regen in die Traufe geriet. Schon diese Erfahrung allein, aber auch die Tatsache, dass man eine Veranstaltung von solch gewaltigem Umfang nicht wie einen Spaziergang verschieben kann, bewirkten, dass seither der zweite Freitag im Juli als festes Datum gilt.

Aber es hätten auch tiefere Gründe zu dieser Festlegung führen dürfen: Zu einem echten Fest, das nicht bloss eine «Unterhaltung» sein will, gehören Schweiss und Tränen, Annehmlichkeiten und Verdriesslichkeiten, Schicksalsschläge sogar. Es kann gar nicht vertagt werden, so wenig als das Hochzeitsfest, eine kirchliche Prozession oder die Bundesfeier (bloss an Kurorten, wo der 1. August nur eine weitere Attraktion für die Fremden bedeutet, wird wenigstens das Feuerwerk verschoben). Tag und Fest sind eine unlösbare Einheit, und der Tag sollte Herbe der Enttäuschung und Süsse der Erfüllung, Gnade und Ungnade schicksalsmässig umfassen. Ja, man sollte sogar eher mit den höhern Mächten eines verregneten Maienzuges wegen hadern als mit einem verantwortlichen Wetterkomitee.

*

Grösser sind die Veränderungen, wenn man nicht mit meiner Jugendzeit, sondern etwa mit dem Jahre 1890 vergleicht. Damals

flochten während der Maienzugwoche die Frauen und Töchter der Alt- und der Vorstadt nach Feierabend lange Girlanden aus Fichtenreisern, in die sie zum Schlusse farbige Papierrosen steckten. Sie sassen dabei auf den Bänklein vor den Häusern, und die Kinder durften bei diesem «Kränzen» die «Büschelchen» reichen. Schon am Vorabend des Festes prangten Trog und Stock der Gassenbrunnen in herrlichem Schmuck. Von einer Häuserreihe zur andern schwebten die langen, den Duft des Waldes ausströmenden Girlanden; und wie sie die Häuserreihen verbanden, so verbanden sie durch frohe, gemeinsame Arbeit und Vorfreude die Bewohner. Flaggen und Fahnen waren vor dem Jahre 1900 selten.

Die Kinder erhalten heute nur ein Zobig. Vor siebzig Jahren war es anders: Aber bis sie zu ihrem Mittagessen zusitzen konnten, ging es recht umständlich zu. Sie mussten nämlich ihr Festessen selbst mitbringen. Jedes meldete dem Lehrer vorher die Kuchensorte oder die Art des Aufschnittes. Am Mittwochnachmittag, am sogenannten «Beckelitag», brachten die Schüler auch ihr eigenes Essgeschirr in das Schulzimmer. Kaffeebeckeli, die heutigen Tassen, Gabeln und Messer wurden vom Lehrer gemustert und mit Namenszetteln versehen, die mit Siegelack befestigt wurden. Dann erhielten die Kinder grosse, runde Holzteller, auf denen sie am Maienzugmorgen nach Umzug und Feier die versprochenen Herrlichkeiten auf das Schanzmätteli bringen konnten. Eine wunderliche Prozession von Kuchenträgern zog alsdann den Rain hinaus. In der Mitte jedes Kuchens stak ein bemaltes Papierfähnchen mit dem Namen des Spenders. Rutschte einem Schulkind der schön garnierte Aufschnitt auf das Strassenpflaster, so wurde er einfach am nächsten Brunnen gewaschen. Lagen Erdbeertörtchen auf der Strasse, dann fing der Schmaus gleich an Ort und Stelle an.

Die übriggebliebenen Kuchen – es konnten nie alle vertilgt werden – wurden am Samstag nach dem Fest verteilt, wenn die Schüler Geschirr und Besteck wieder abholten; und keines war damals so verwöhnt, dass es darauf verzichtet hätte. . .

Die Kadetten aber kochten in Feldküchen am Rande des Schanzmättelis ab. Es gab Suppe und Spatz. Entzückend sahen besonders die kleinen Kadetten mit den weissen Schürzen und weissen Zipfelmützen aus.

Den heute noch üblichen Ehrensallut am Vorabend und am Morgen des Festes schossen damals die Kantonsschüler mit ihren drei Kanonen. Mit diesen bildeten sie auch den Abschluss des Umzuges. Vorher waren die Geschütze im Rathaus- oder im Schwanengarten durch die «Besen» der Kanoniere geschmückt worden. Die Töchter flochten und die angehenden Krieger büschelten die Fichtenreiser. Beim nachherigen Hock um den traditionellen, von den Kavalieren gespendeten Korb voll Kirschen erklangen in der Vorfrende des Maienzuges studentische Lieder.

Die verwirrtlich vielen und umständlichen Festvorbereitungen passten wohl nicht mehr zur heutigen Zeit. Sie erfüllten aber damals einen unersetzlichen Zweck: Sie stimmten die Menschen ein. Was wäre die Weihnacht ohne die Einstimmung während der ganzen Adventszeit. Zur rein äusserlichen Einstimmung gehörte übrigens die immer noch durchgeführte, früher aber viel wichtigere Schuhaktion. Noch in meiner Kinderzeit kriegten gewöhnlich mehrere in der Klasse neue Schuhe; sie wären sonst barfuss am Umzug erschienen und hätten die Armseligkeit gewisser Verhältnisse offenbart, welche die Aarauer zu verheimlichen wünschten.

*

Noch früher, etwa vor 120 Jahren, schilderte Franz Xaver Bronner das Jugendfest. Vieles war damals wie heute oder vor 50 und 70 Jahren. Und doch gibt es Unterschiede: Am Vorabend erschienen bei den Gartenbesitzern eine Menge Kinder und baten um Blumen. Morgens um fünf Uhr liessen zahlreiche «Cadetten-Tambours» ihre Trommeln rasseln, und die heute noch übliche Kanonade donnerte von einem nahen Hügel. Wandelnden Blumenbeeten glichen die Mädchenklassen damals schon. Aber «auf dem Kirchhof stehen die geschmückten Cadetten in zwei militärischen Reihen; die Musicanten unter den Kantonsschülern las-

sen ihre Blechmusik lebhaft erschallen, bis auch sie zum Gottesdienste eilen. Das junge Volk, die Herren und die Bürgerschaft (welch bezeichnende Unterscheidung!) vertheilen sich in die Kirchenstühle, und mächtige Orgeltöne eröffnen die Feier. Auserkorene Singstücke fangen an das Gemüth zu erheben, liebliche Solostimmen erfreuen Ohr und Herz, der Chor fällt wieder ein und öffnet die Seele dem Vortrage des geistlichen Redners. . . Ein Jüngling besteigt die aufgestellte kleine Canzel mitten im Volke und gibt Proben seines auflebenden Rednertalentes. Ihm folgt ein jüngerer Knabe, der vom Glücke der Jugend, so mannigfaltigen Unterrichtes zu geniessen, spricht. . . Nach zwei Uhr fangen die Cadetten auf dem Exercirplatze ihre militärischen Evolutionen an. Meistens werden daraus zwei Corps gebildet, die sich feindlich bekämpfen und zu überlisten suchen. Man will einander durch Heckenfeuer aus vortheilhaften Positionen vertreiben. Das Lager, aus dem eine Anzahl Zelte aufragen, wird angegriffen und vertheidigt. Ein Spion zündet ein einsames Zelt an, wird gefangen und strenge bewacht. Man strebt, dem Gegner eine Canone zu entreissen. Das Schützenhaus wird als Festung betrachtet, belagert und erstiegen.

Indess hier so tapfer gestritten wird, ziehen die geschmückten Kinder (nach zwei Uhr), von ihren Lehrern und Lehrerinnen geführt, vom Schulhause in langen Reihen nach der Schanze, wo unter Bäumen eine Menge Tische mit Bänken umher errichtet sind. Der ganze Blumenflor vertheilt sich an die Tische. Die Mägde aus allen Häusern besetzen die Tafeln mit auserlesenem Gebäcke und allerlei Speisen, esslustig erquickt sich daran das junge Völklein. Eltern und Gäste wandeln zwischen den Tafeln umher und ergötzen sich am Vergnügen der Kleinen. Es ist ein fröhliches Gedränge. Musicanten treten auf und lassen von ihren Bühnen Tanzmusik erschallen. Der ebene Boden ist überall unter den Bäumen mit Brettern belegt. Die gesättigten Kinder beginnen Kettenkreise zu schliessen und hüpfen im Ringeltanze umher; andere versuchen paarweise deutsche Wirbeltänze; den einen gelingt es, sich in artigen Kreisen zu drehen. Andere befinden

sich wohl, wenn sie lustig, ohne Regel, um ihre Gespielen hüpfen.» Bronner fügt seiner Schilderung noch diesen Gedanken bei: «Sicher setzt sich hier durch tiefen Eindruck in jeder Kinderseele die Meinung fest, die menschliche Glückseligkeit finde sich eigentlich nur bei Tafel- und Tanzfesten, was nicht die beste Seite solcher Feierlichkeiten ist. Die täglichen stillen, häuslichen Freuden werden dadurch zu sehr in Schatten gesetzt. . . » Es ist ein gutes Glück, dass er seinen Gedanken selbst wieder halb zurücknimmt und mit einer liebenswürdigen, aber etwas sonderbaren Logik hinzufügt: «Allein der Anblick der fröhlichen Kinderscharen ist zu reizend, als dass man solchen Betrachtungen Raum geben möchte.» Seine Bemerkung ist zwar durch sich selbst widerlegbar; denn ihr gemäss wären im Grunde genommen alle Feste zu verdammen, ja alles irgendwie Herausgehobene, Seltene, Kostspielige. Aber hinter ihr steckt doch eine gewisse Wahrheit, die wir kennen und beherzigen sollten, gerade um die befürchtete Gefahr zu überwinden. Unser Volk ist allerdings meistens nüchtern genug zu wissen, dass Ausnahmezustände eben Ausnahmezustände sind und nicht zur Beurteilung des übrigen Lebens dienen können und dürfen. Aber manchmal bei einem Fest, bei einer Musikaufführung, auf einer Reise muss man wirklich dagegen kämpfen, dass man das Leben nicht von seinen Ausnahmestunden her beurteile und daher schal und öde finde. Man muss sich klar sein, dass man auf Ausnahmeerlebnisse (die an sich auch nötig sind) kein Dasein aufbauen kann und dass auch der eindrucklichste Maienzug den Alltag nicht entwerten darf; ja dass er in jedem Sinne des Wortes das Fest überhaupt erst möglich macht.

*

Dem Aarauer Maienzug am nächsten verwandt sind der Rutenzug in Brugg, das Jugendfest in Lenzburg und das Kinderfest in Zofingen. Fast ebenso nahe stehen das St.-Galler Jugendfest und die Burgdorfer Solennität (vor 120 Jahren sprachen die Zofinger vom «Maienfest», die Lenzburger von ihrer «Solemnität», was die Verwandtschaft dieser Feste unterstreicht).

Paul Haller schildert in seiner Jugendfestgeschichte «Unter der Treppe» aus eigenem Erleben das Brugger Fest: «Das Jugendfest war da, ein Ferien- und Lusttag des ganzen Städtchens seit grauen Jahrhunderten. Wie ein märchenhaftes Silberschlinglein wand sich am Morgen der Kinderzug durch die schwarzen Gassen zur tannenduftenden Kirche, die in ein grün ragendes Waldzelt verwandelt schien. Da schwammen die ahnungsvollen Glockenchöre über den alten, hochwalmigen Dächern, die Brunnen sprangen vor Freude zum Himmel empor und fielen durch Regenbogen auf blitzende Moosteppiche, und farbensprühende Sommerblumen, Kränze schwangen sich hoch in den Lüften von Haus zu Haus von Fahnen umflattert, und schmetternde Marschmusik hämmerte die Fenster ein, die sich dem Jubel noch nicht geöffnet hatten. Dann schwenkte die Musik ab, und auch vom Glockenturm fiel eine grosse Stille über die plötzlich menschenleer gewordenen Gassen und Plätze, während durch die Kirche die fernen, tiefen Festlieder orgelten. . . Längst war in der Kirche die Feier vorbei (an der übrigens wie in Lenzburg ein Festbatzen an die Kinder verteilt wird), in den Häusern wurde gekocht und gebraten, ein grosser Kuchen fehlte heute auf keinem Tische. Dann zog mit heller Pracht der Nachmittag in das Städtchen ein, zu neuem Ergötzen lockend. Unter dem breitschattenden Platanendach tummelte sich der Tanz der jungen Welt, unermüdlich und staubaufwirbelnd. Und ebenso unermüdlich bewunderten eifersüchtige Mütter, in langen, warmen Reihen auf sanft ansteigender Tribüne zusammengepfercht, das Spiel der kleinen Liebhaber und Liebgehabten. Ringsum flutete, nachdem drunten am Fluss die letzten Schüsse der Kadettenschlacht verhallt waren, das Festleben der Alten und Jungen, das Gedränge der Verwandten und Bekannten, der Lärm der Pfeifchen und Kautschukschweinchen, das Geschrei der Kleinsten, denen der farbige Ballon in die höchsten Baumkronen oder in den blauen Himmel entwischt war. Und ein gemütlicher Duft von Tannen, Blumen, Staub und Menschen lag über dem Treiben. . .» Aber was Haller nicht beschreibt, ist dieses: Im Festzug

vor der Kirchenfeier tragen die Kinder belaubte Ruten, dass man einen durch die Gassen wandelnden Wald zu erblicken meint.

Dadurch verrät der Rutenzug eine gewisse Verwandtschaft mit dem Aarauer Bachfischet und gemahnt zudem an die Ursprünge des Aarauer Maienzuges, wie überhaupt Feste und Bräuche an verschiedenen Orten sich häufig gegenseitig erklären; verlorene oder verstümmelte und daher sinnlos gewordene Einzelheiten am einen Ort erscheinen anderwärts noch sinnvoll ausgebaut und erhalten: Vor Jahrhunderten schon genossen die Aarauer Kinder zwei Lustbarkeiten. Die eine war «der Kinderen Umbzug», wenn im Frühling die städtische Ämterbesetzung stattfand und die Bürger in nicht immer massvollem Saus und Braus lebten. Dabei spielte ein verkleidetes Schülerpaar als «König und Königin» eine Rolle: Es schritt ver mummt voran, von lärmenden Truppen gefolgt und umschwärmt, was an die Frühlingsfeste in den Dörfern bei Genf erinnert. Die zweite Lustbarkeit war das Abholen der Ruten für den schulmeisterlichen Gebrauch. Man sprach vom «Virgatum-Gehen» (virga = die Rute) oder «in die Ruoten gan» oder schliesslich vom «in die Mayen gan». Ohne Ruten oder Fitzen war in alten Zeiten keine Erziehung denkbar, und sonderbarerweise mussten die Schüler selbst ihr Züchtigungsmittel herbeischaffen. Um ihnen den Gang zu versüssen, wurde er zu einem kleinen Fest gestaltet: Die Lehrer gingen im Frühjahr mit den Schülern in den Stadtwald, wo sie der Bannwart mit den geschnittenen Ruten empfing. Singend und johlend zogen am Abend die Kinder wieder durch das Tor. Vorher konnten sie bei Wettspielen noch kleine Preise erringen, und die Obrigkeit stiftete einen einfachen Imbiss.

Aus dem einstigen «Umbzug» und dem «Mayenzug» wurde das eine Jugendfest. «Maienzug» sagt man, so glaubte man früher, weil es ursprünglich im Mai stattfand. Später schrieb man «Meienzug» und dachte dabei an die «Meien» oder Blumensträusse der Kinder. Aber das Wort bedeutet offenbar nichts anderes als «Rutenzug» wie in Brugg; die grünbelaubten Ruten waren der «Mayen».

In Lenzburg wie in Brugg spielt das «Mieschen und Kränzen» noch eine grosse Rolle, was an die frühern Zeiten in Aarau erinnert. Vor bald 40 Jahren erlebte ich es als Lehrer in Lenzburg: Einige Tage vor dem Fest zogen am frühen Morgen die Schulklassen der Bezirksschule, unter Anführung der stöckeschwingenden Lehrer, mit vielen Weidenkörben in den Wald hinaus, wo Moos und Efeu gesammelt wurden. Kollege . . . verschwand allerdings in die dichtesten Gründe und erschien erst wieder gegen zehn Uhr mit einem Netz voll Speisepilze. Wir andern prüften indessen die Weidenkörbe, in die Moos lagenweise und dichtgepresst eingefüllt sein sollte, indem wir sie umwendeten und ziemlich rücksichtslos mit den Spazierstöcken auf deren Böden schlugen. Um zehn Uhr war die Arbeit schon getan. Mit Gesang und Gejohle kehrten wir heim. Viele Mädchen und Knaben waren wie Waldgeister mit Efeu reichlich umwunden; jedes aber hatte mindestens mit einem Kränzchen die Haare geschmückt.

Moos und Efeu wurden in den Theatersaal, einen hölzernen Anbau der Wirtschaft zur «Krone», gebracht, wo vor den kitschig gemalten Kulissen einer stehengebliebenen Dorfszenerie die Mädchen mit Hilfe älterer, heiratsfähiger Töchter der Stadt riesige Mooskränze und -girlanden flochten und banden. Junge Burschen halfen die benötigten Schnüre und Seile entwirren und schäkerten dabei mit den Töchtern.

Am letzten Tage vor dem Jugendfest schwärmten die Klassen wieder, wie beim «Mieschen», nach einem sangesfreudigen Marsch durch die Hauptgasse nach allen Richtungen aus. In vielen Gärten und Bündten sammelten sie die Blumen, die man bereitgestellt hatte. Unzählige Körbe voll wurden vor allem zur Ausschmückung der Kirche herbeigetragen. Ich selbst sollte dem Zeichenlehrer beim Schmücken helfen. Ich hatte mich auf diese Arbeit gefreut, musste aber entdecken, dass hier weniger Kunstsinne als Überlieferung galt. Wir standen zuerst im Mittelschiff, und ich entwickelte mit vielem Schwung der Worte und Gebärden meine Gedanken.

«Dummes Zeug!» unterbrach mich einer. «Wofür glauben Sie, junger Mann, sind alle die Nägel und Haken und Ringe an den Wänden?»

Tatsächlich, wo man genauer hinschaute, war ein ganzes Inventar von Nägeln, Bolzen, Haken, Ringen sorgfältig in die Wände, Dielen, Geländer, in Kanzelbrüstung und Kanzeldecke eingeschlagen, eingedübelt, aufgehängt; so viele, dass man genau wusste, was zu tun und lassen war.

Ich habe seither schon oft an diese Kirche denken müssen. Wo ich frei planen wollte, waren immer schon die Dinge da, die *ihren* Plan erzwingen. Die ganze Welt war voll sichtbarer oder versteckter Haken. Dabei will ich hier nicht untersuchen, ob jene Nägel, Haken, Ringe die Dekorationen wirklich festlegten oder ob sie nicht eher und vor allem ein Zeichen des Festgelegtseins waren.

Ich stellte also die Leiter an, um die Kränze, Blumenbüsche oder Girlanden an den unzähligen braun wie das Getäfer oder grau wie die Kirchenwand angemalten Nägeln aufzuhängen. Die ungemein schweren, besonders langen Moosgirlanden, die um dicke Seile geflochten waren, sprenkelten wir zuvor noch mit Blumen. Der offene Taufstein wurde zu einem riesigen Bukett aus weissen Lilien, die in den Gärten gerade für dieses Jugendfest besonders häufig gezogen wurden. Die Säulen, welche die Empore trugen, wurden mit Mooskränzen umwunden. Sogar in die Posaunen der Engel, die auf dem Schalldach über der Kanzel seit dem Barock mühselig ihr Gleichgewicht bewahrten, steckte man Sträusse.

Wie in Aarau kündigt man auch in Lenzburg morgens um 6 Uhr mit 22 Schüssen das Fest an. Der Salut wird vom Schlosshügel aus geschossen. Es ist hübsch hinaufzuschauen, wenn der braungraue Rauch aus der in der Morgensonne gleissenden Mündung einer Kanone flirrt, wie wenn eine Kugel herausgewickelt werden sollte. Der Lärm, der so friedlichen Zwecken dient, erweckt ein besonders festliches Gefühl; denn wenn sogar Kanonen nur Freude verkünden, was kann es dann noch Schlimmes auf dieser Erde geben!

Eine Besonderheit ist (oder war wenigstens früher), dass von der Stadt ein Karussell gemietet und der Jugend kostenlos freigegeben wird. Seinerzeit stellte sich einer der Honoratioren als Karusselldirektor zur Verfügung. Seinen Rock hatte er über einen cymbalspielenden Engel des Orgelprospektes gehängt. Die Ärmel zurückgelitzt, die weisse Hemdbrust dem schwellenden Vlies geöffnet, den Hut in den Nacken geschoben, so bemühte er sich, Ordnung und Gerechtigkeit in die Benutzung des Karussells zu bringen. Dabei sickerte ihm Schweiß aus der Stirn, den er immer wieder mit seinem riesigen roten Nastuch abtupfen musste.

Eine einzigartige Innigkeit erfüllt das «Kinderfest» in Zofingen. Das geschlossene Stadtbild, die sauberen Strassen und der weiträumige Thutplatz laden zu Fahنشmuck und zu farbenreichen Umzügen ein. So sind denn die Zofinger seit Jahrhunderten den Festen zugetan und wissen ihnen eine schöne Form und einen würdigen Rahmen zu geben. Am alljährlichen Fest der schweizerischen Zofingia, an Sänger- und Schützenfesten bietet die Stadt die «ideale Kulisse» für historische, militärische, allegorische und andere Umzüge. Das Wort von der «idealen Kulisse» kennzeichnet glücklich unsere Altstädte, die oft im guten wie im weniger guten Sinn wie stehengebliebene Kulissen für mittelalterliche Spiele und Aufzüge wirken.

Aber die Krone der Feste, *das* Fest ist und bleibt für alle Zofinger das Kinderfest. Am frühen Morgen dröhnen, wie auch in den andern Städten üblich, vom Heiternplatz die Kanonenschüsse. Der Heiternplatz ist eine Wiese, im Viereck tiefschattig von einer feierlichen Allee alter Lindenbäume umzogen, auf einer Terrasse hoch über der Stadt, eine natürliche Akropolis mit Lindenstämmen statt Säulen. Den Zug am Morgen nehmen die weitgeöffneten Portale der Kirche auf.

Nach dem Mittagsschmaus in den Privathäusern sammeln sich jung und alt wieder zum festlichen Zug. Unter Kanonendonner und Musik bewegt sich die weissschimmernde Menschen Schlange zur grünen Höhe hinauf. Droben biegt sie mit Wonne

in den kühlen Schatten der Linden ein. Die Kadetten beziehen ihre Stellungen zum Gefecht gegen die kriegerisch geschmückten Freischaren. Sie treiben, vom Krachen der Kanonen und Gewehrgeknatter begleitet, ihre Gegner an die Waldränder zurück, werfen sie schliesslich, aus dem Hintergrund hervorbrechend, auf deren Lager in der weiten Wiese hinter dem Heiternplatz zurück. Im Baumgeviert verfolgt ganz Zofingen den Kampf mit angehaltenem Atem. Die Kadetten erstürmen todesmutig die Hochburg des Feindes und zünden sie an. Sie fangen die Freischaren und führen sie im Triumphe in die festliche Gemeinde hinein. . . Und nun hebt hoch über Tal und Alltag erst recht ein bezauberndes Fest an mit einem Zobig unter den Lindengängen, mit Reigen und Tänzen auf dem Wiesenplan.

Man weiss, ohne es zu wissen, welches die grundlegenden Triebe des Menschen sind und wie man sie gewissermassen legitim befriedigt: Zu siegen (besonders als Kleiner gegen Grosse), andere zu Sklaven zu erniedrigen oder gar zu töten, wengleich es nur «im Spass» geschieht, Brände zu entfachen und zu bewundern, das gehört zu den oft nicht zugegebenen Gelüsten des Menschen. Aber neben der Befriedigung lauert die Gefahr der Verführung zu all diesen Gelüsten. Als Niklaus Manuel Deutsch auf grauenhafte Art das Martyrium der Zehntausend Ritter im Bilde schilderte, hat er vielleicht ebensoviel Sadismus erweckt und erregt als auf unschädliche Art «abgeführt». Ist es heute überhaupt noch angängig, solche Kämpfe zwischen Kadettenkorps oder zwischen Kadetten und Freischaren durchzuführen? Erweckt man nicht schlafende kriegerische Gefühle und falsche Vorstellungen vom Kriege? Oder befriedigt man Räuberliginstinkte, die doch einmal hervorbrächen und alsdann nicht auf so unschuldige Art?

. . .Aber wenn die Dämmerung aus der verlassenen Stadt heraufsteigt, flammen Fackeln auf. In jubelnden Reihen zieht die Schuljugend, begleitet von der ganzen Gemeinde, hinab in die dunklen Gassen. Die Häuserfronten glühen im Schein der Fackeln und Lampions auf, ihre geschlossenen Wände wider-

hallen von Musik und Gesang. Der Zug flutet hindurch, ergiesst sich auf den Thutplatz, schliesst sich zum Ring, und ein Dankgesang hebt an, hallt durch die Gassen und verhallt. . .

*

Zum Schlusse nur noch diese drei Gedanken:

Der Umzug, das gemeinsame Mahl der Kinder und jenes der Behörden, der Tanz sind Grundelemente aller volkstümlichen Gebräuche und Feste und daher von tiefster, mit blosser Vernünftigkeit nicht erfassbarer Bedeutung.

Der Umzug als heidnischer Fruchtbarkeitskult, als christliche Prozession, als städtische Parteidemonstration und schliesslich als Maienzug dient rein äusserlich verschiedensten Zwecken, und doch handelt es sich immer um einen Gemeinschaftsritus oder -brauch, der zur sinnenfälligen Darstellung dieser Gemeinschaft oder auch einer Gemeinschaft der Menschen mit den höhern Mächten dient. Man trägt besondere «Gegenstände» mit, die ihre Wirkung auf das durchwanderte Gebiet – man denke an eine Fronleichnamsprozession und an Flurumgänge – oder auf die Zuschauer übertragen sollen. Die Maienzugkinder tragen Blumen und sind selbst Blumen. Sie strahlen Jugendlichkeit aus und wecken sie. . .

Das Essen als heidnisches Opfermahl, als christliches Abendmahl und das Essen bei einem Hochzeitsfest oder einem Vereinsanlass hat ebenso verschiedenen Sinn. Aber es bedeutet als immer wiederkehrendes Brauchelement auch im gewöhnlichsten Fall mehr als eine Befriedigung des gemeinen Hungers. Kraft seiner natürlichen Wirkung schafft es sozusagen übernatürliche Gemeinschaft. Jäger, die miteinander das Herz eines erlegten Bären oder Löwen oder nur Herz, Lunge und Leber eines Rehes gegessen haben, fühlen sich nachher unverbrüchlich verbunden.

Der Tanz ist ein Ritus, eine von magischen Zwecken bestimmte Verbindung von Wort und Gebärden, von Musik und

Bewegung und nicht ein blosses Spiel und Lämmerhüpfen. Vom Tempeltanz bis zum Twist laufen geheime Fäden...

Man mag darüber lächeln, man mag sich auch empören, dass zwischen den religiösen, den heidnisch-urtümlichen und den bürgerlich-gewöhnlichen Umzügen, zwischen Essen und Tänzern Verbindungen und innere Ähnlichkeiten bei äusserlichen Verschiedenheiten festgestellt werden, aber man wird sie kaum leugnen können.

Wir haben Recht und Pflicht, wenigstens gelegentlich fröhlich zu sein. Wir dürfen uns nicht aufschwätzen lassen, dass fröhliche oder gar glückliche Menschen unerprobte, schlechte, nicht zum Helfen bereite Menschen seien. Wir haben die Pflicht auch gegenüber der Jugend, sie das Vergnügen an den einfachsten Festen erleben zu lassen. Wir kennen mehr als genug Eltern und Respektpersonen, welche mit sauertöpfischen Mienen den Kindern ständig in den Ohren liegen und, erstens, jene seit Adams Zeiten wiederholte Klage von der besonders argen Verdorbenheit unserer heutigen Jugend singen und, zweitens, mit dem sogenannten Leben wie mit einem Bölimann drohen; mit jenem «Leben», das – um mit Spitteler zu reden – sich gewisse Leute «in der Gestalt eines unsichtbaren Schulmeisters mit einem metaphysischen Lineal in der Hand» vorstellen, «stets bereit, die erwachsenen Menschen zu schlagen wie der Schreiblehrer die Kinder».

Mit diesem «Leben» wollen wir nicht ständig drohen, wenn wir auch die Härten des wirklichen Lebens, das aber nicht erst mit dem Beruf beginnt, nicht verschweigen. Aber gerade weil das Leben schwer ist, haben wir die schöne Aufgabe, die Jugend auch für die Musse und für das Glück zu erziehen. Ein Wort von Aristoteles sollte Eltern und Erzieher nachdenklich stimmen: «Heutzutage», so schreibt er, «üben die meisten die Musik des äusserlichen Vergnügens wegen aus, die Alten aber haben sie unter die Erziehung gerechnet, weil die Natur selbst fordere, dass wir nicht allein gut zu arbeiten, vielmehr auch gut müssigzugehen vermögen.» Und Gottfried Keller dichtete:

«Wohl wird man edler durch das Leiden
Und strenger durch erlebte Qual;
Doch hoch erglühn in guten Freuden,
Das adelt Seel und Leib zumal.

Und liebt der Himmel seine Kinder,
Wo Tränen er durch Leid erpresst,
So liebt er jene drum nicht minder,
Die er vor Freude weinen lässt.»

Wenn ich am Maienzug, und das sei der dritte und letzte Gedanke, unser geschmücktes Aarau und die geschmückten Menschen sehe und besonders wenn sich über alles ein blauer Himmel wölbt, dann erkenne ich wieder, was ich während des Jahres oft vergesse, wieviel einfache Schönheit die Stadt besitzt und in welcher reizender Landschaft sie liegt. Schon ein Basler des 16. Jahrhunderts rühmte ja diese «zierlich und wolerbaut statt Araw. Dise statt ligt gar in einer lustigen und guten glegenheit lands im Ergöw.» Wie genieße ich vom Schachen den Blick auf Unterstadt und Oberstadt, die mich in mancherlei Beziehungen an die verschiedenen hohen Manuale einer Orgel erinnern. Wie fest erscheint der Stadtkern, der wie der Kern eines Kometen einen lockern Schweif von Villenquartieren ausstrahlt. Wie schön schwingt sich die Vorstadt vom Obern Tor zum Goldenen Löwen hinauf, und wie sehr empfindet man das gerade am Jugendfest, wenn der Umzug diesen Schwung mitmacht und betont. Wie wäre es schade, diese Kurve durch einen rücksichtslosen, queren Schnitt in der Gegend des Löwen zu unterbrechen.

Wie prachtvoll und vorbildlich wussten sie vor 160 Jahren die Strasse der Laurenzenvorstadt zu weiten und nach und nach mit gut proportionierten Häuserreihen zu begleiten.

Wie wunderbar ist dieser Telliring, dieses sozusagen lebendige Vorbild eines Kolosseums mit Wänden aus Bäumen, wo wir festliches Volk zugleich Zuschauer und Schauspieler sind.

Und wie prächtig schaut der Jura in unsere Gassen und Festplätze hinein.

Aber darüber wäre noch so viel zu sagen, dass ich lieber schweige und nur noch den Wunsch ausdrücke, das Fest möge bei den Altaarauern noch manches Jahr die Jugenderinnerungen wieder wecken; die Neuaarauer hingegen, die dem Maienzug gewöhnlich etwas misstrauisch gegenüberstehen, mögen in ihren Kindern und durch ihre Kinder die echte Festfreude entdecken.

Noch recht viele Leute mögen sich unter den Platanen des heutigen oder eines zukünftigen Festplatzes vergnügt sammeln, Hader und Hass für einmal vergessen, mehr trunken vor Freude als vor Wein werden und, wenn sie in später Stunde heimwandern, wünschen, dass alle Menschen der Erde solch ein unbeschwertes Fest von Zeit zu Zeit feiern könnten.

Charles Tschopp



Die Jugend Aaraus zieht durch die fahngeschmückten Strassen der Stadt



E. A. Hoffmann (Maienzug 1945)